

MARCELLO LISCIA

**EINMAL
NOCH
ROMAN**

© Querverlag GmbH, Berlin 2024

Erste Auflage September 2024

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag und grafische Realisierung von Sergio Vitale unter Verwendung einer Illustration © Sergio Vitale/Midjourney

Gesamtherstellung: Finidr

ISBN 978-3-89656-350-7

Printed in the Czech Republic

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis an:

Querverlag GmbH

Akazienstraße 25, 10823 Berlin

www.querverlag.de

KAPITEL 1

VOM LEBEN UND VOM TOD

„Was hat Sie in Ihrem Leben so verletzt?“

„Wie meinen Sie das?“

„Ich sehe, dass Sie trauern.“ Sie rührte ihren Kaffee und schaute mich an. In ihrem Blick regte sich nichts. Hatte ihr das Alter die Geschmeidigkeit der Mimik geraubt oder hatte sie ein Pokerface aufgesetzt, nur um mich aus der Reserve zu locken?

„Sie sind sehr direkt.“ Mehr fiel mir in diesem Moment nicht ein. Und mehr wollte ich auch nicht sagen.

„Ich habe keine Zeit für Umwege.“ Sie presste die Lippen aufeinander, um ihren Worten Nachdruck zu verleihen. Wir saßen im Frühstücksraum des Hotels und ich bereute, dass ich ihr den Platz an meinem Tisch angeboten hatte. Sie hätte sich durchaus anders entscheiden können, aber ich dachte, vielleicht wollte sie bei mir sitzen, um nicht mühsamen Schritten an einen der freien Tische weiter hinten gehen zu müssen.

„Mein Mann hat mich mit meinen zwei Kindern verlassen, als wir vor den dunklen Schatten Europas nach Argentinien geflüchtet waren.“ Ich hatte sie nicht danach gefragt. Ich hatte sie gar nichts gefragt.

„Dunkle Schatten?“ Ich ahnte es, war mir aber nicht sicher.

„Der Holocaust.“

„Sie sind nach Argentinien ausgewandert?“, fragte ich überflüssigerweise.

„Er hat sich in eine entfernte Cousine von mir verliebt.“ Ihr musste meine Frage ebenso überflüssig er-

schiene sein. Sie nippte an ihrem Kaffee. Ich griff nach meinem Croissant.

„Wie sind Sie alleine zurechtgekommen? Ich meine, mit den Kindern.“

„Ich war nicht allein. Wir sind mit der gesamten Sippe rüber. Ich hatte zwei Töchter. Sie sind kurze Zeit drauf beide gestorben. Das gab mir die Möglichkeit, wieder zu arbeiten.“

„Das klingt sehr herzlos“, brach es aus mir heraus.

„Mein Herz ist vor vielen Jahrzehnten gebrochen worden. Dreimal. Ich mache es nur noch selten zum Inhalt einer Konversation.“ Sie schaute mich weiter mit der gleichen ausdruckslosen Miene an.

„Es ist also Konversation, was wir hier betreiben?“, wollte ich sie herausfordern.

„Wie würden Sie es denn sonst nennen?“ Dann lächelte sie, und das Lächeln sah echt aus, verlor sich aber sehr schnell wieder in ihren ausdruckslosen Zügen. „Warum sind Sie hier?“, fragte sie mich dann.

Ich musste das Stück Croissant, das ich gerade abgebissen hatte, herunterwürgen. „Es ist ein Urlaubshotel, direkt am Strand, es ist Sommer.“

„Das beantwortet nicht die Frage. Sehen Sie mich an. Ich bezweifle, dass Sie mich als Badenixe bezeichnen würden.“ Was wollte diese alte Frau von mir? Wer oder was hatte sie an diesem Morgen an meinen Frühstückstisch geschickt?

„Man muss nicht unbedingt baden, wenn man hier Urlaub macht“, ließ ich mich auf diesen Zwist ein, der mir nicht gefiel. „Vielleicht können wir unsere Konversation ein anderes Mal fortsetzen“, war das Einzige, was mir daraufhin noch einfiel. Ich stand auf, ohne mein Frühstück beendet zu haben.

„Vielleicht“, entgegnete sie und nickte mir zu, als ich mich von ihr verabschiedete.

Ich ging auf mein Zimmer, zog mich für den Strand um, packte Handtuch, Buch und Sonnenmilch in meine Tasche und machte mich auf den Weg, denn einmal noch wollte ich das Meer sehen, bevor ich mich umbringe. Ich hatte die Ausstattung in Form von Schirm, Liege und Liegestuhl für drei Wochen im Voraus bezahlt. Vielleicht war das zu optimistisch, dachte ich an diesem ersten Tag zumindest.

Nur wenige Minuten später hatte ich mich in meinen Liegestuhl sinken lassen, der noch zugeklappte Schirm wartete auf den neuen Tag, die Plastikhülle, die ihn schützte, raschelte leicht im Wind. Um mich herum sonst nur friedliche Stille. Der Sand unter meinen Füßen fühlte sich noch kühl an. In den frühen Morgenstunden verschlug es nur wenige Menschen an den Strand. Die Eltern saßen mit ihren Kindern noch beim Frühstück, glücklich, erschöpft, gleichgültig. Die Liebespaare und die, die es werden wollten, lagen in ihren Betten.

Ich hatte immer schon der Liege den Liegestuhl vorgezogen, auch als wir noch zu zweit hier an den Strand gingen. Der Stuhl gab mir die Möglichkeit, aus der Sitzposition und im Schutze der Sonnenbrille die Menschen um mich herum zu beobachten. Besonders unauffällig ging es mit einem Buch in der Hand, das ich so hielt, dass ich so eben daran vorbeischauchen konnte, wenn auch das Hochhalten des Buches Arm und Schulter ermüden ließ oder der Ellbogen, den ich auf die Armlehne des Stuhls stützte, nach einiger Zeit an der Druckstelle zu schmerzen begann. Für solche Beobachtungen war die Liege jedoch gänzlich ungeeignet. Weder die Rücken-

noch die Bauchlage tat meinem Nacken gut. Der Liegestuhl hingegen bot mir die nötige Ergonomie.

Zu sehen gab es allerhand: Schöne, Hässliche, Interessante, Dumme und Sonderbare.

Zu dieser Tageszeit gab es jedoch nur Hässliche und Sonderbare. Die Schönen sollten noch eintreffen und die Dummen hatten sich noch nicht verraten. Wirklich interessant war niemand. Ich vertrieb mir die Zeit damit, mir vorzustellen, wie die Menschen um mich herum wohl ausgesehen haben, als sie jung waren, oder welchen Beruf sie ausübten. In meiner Betrachtung versuchte ich, welchen Damen eine Hautstraffung und übergewichtigen Männern eine Fettabsaugung zukommen zu lassen. Oder ich fragte mich, welchen Rückschluss der geblümete Bikini, der zu Unrecht gegen den kaschierenden Einteiler verloren hatte, und die zerschlissene ebenfalls geblümete Strandtasche, die in ihrer ersten Verwendung Discountlebensmittel auf der Rückbank eines Mittelklassewagens balanciert hatte, auf den Beruf, den Bildungsstand und das Leben zuließen. War das böse? Nur wenn man unterstellte, dass es gutes und schlechtes Leben gibt. Und was ist schon gut und was schlecht? Vermeyntlich „schlecht“ kann schließlich glücklich machen und „gut“ uns in die Verzweiflung treiben.

Die Verzweiflung hatte ich hinter mir gelassen; an ihre Stelle war eine Leere getreten. Und dennoch hatte ich einen Entschluss gefasst, was sich auf merkwürdige Weise gut anfühlte. Oder konnte man mir doch noch meine Verzweiflung ansehen? Konnte die alte Dame am Morgen in ihrem blauen Kleid und den blondierten und zu einem lockeren Dutt hochgesteckten Haaren meine Verzweiflung, von der ich dachte, ich hätte sie überwunden, noch spüren? Sie hatte mich gefragt, was mich so verletzt hat.

Ich hatte die Liebe meines Lebens verloren. Was mir blieb, erschien mir jämmerlich. In mein Bewusstsein gedrungen war diese Erkenntnis wie ein übler Geruch, der unter einer Türritze hindurchkriecht, um sich im ganzen Raum zu verteilen. Von außen konnte ich durchaus ein nicht zu verachtendes Leben vorzeigen: Geld, Job, Haus, ein Strandurlaub wie dieser. Von innen betrachtet glich es einer Farce. Es gab nicht mehr viel, wofür es sich noch zu leben lohnte. Der Espresso am Morgen, der Rotwein am Abend und dazwischen nichts.

Einer alten Vase gleich, die eine neue Glasur erhalten hatte, um die Risse zu verbergen, von denen sie wie von einem Gitternetz durchzogen war, kam mir mein Leben vor. Es waren diese Risse, die die wirkliche Geschichte preisgaben, indem sie kleine Tropfen wie blutige Tränen der weinenden Madonnen ausschwitzten und die bunte Glasur verräterisch aufplatzen ließen. Jegliches Wiederauffüllen wäre vergebens gewesen.

Gut zwei Jahre waren inzwischen vergangen. Ich wusste und weiß, dass Trauer niemals wirklich abgeschlossen ist. Sie sitzt einem ein Leben lang im Nacken und wartet nur auf den immer wieder unvorhersehbaren Moment, der die Erinnerung und den Schmerz zu neuem perversem Leben erweckt. Das Lied, das ich nicht allein hören möchte, das Essen, das ohne ihn nicht schmeckt, der Gast am Nachbartisch, über den wir uns gemeinsam lustig gemacht hätten. Kleine, banale Scherben des Alltags, die mich an Tod erinnerten.

Die Zeit heilt keine Wunden und das Leben geht nicht weiter. Es steht. Das Leben steht und bietet dir eine widerliche, stinkende Bühne, von der aus du das Glück der anderen um dich herum siehst, riechst und schmeckst, du aber am liebsten kotzen, heulen und da-

vonlaufen willst. So fühlte ich mich. Ich zerfiel, aber ich lebte weiter. Ich funktionierte und hatte gelernt, mich zusammenzureißen. Mehr oder weniger.

Und dann gab es Tage, an denen ich mir wie ein Jammerlappen vorkam. Wenn mein Leben ein Buch gewesen wäre, hätte ein Lektor mir mein Leid nicht abgenommen. Er hätte mich damit konfrontiert, dass es sich maximal um eine Rohfassung handelte. Unfertig. Er hätte mich gefragt, was mich von anderen unterschied, die den gleichen Verlust erlitten haben. Er hätte mir vorgeworfen, nicht überzeugend zu sein. Ich hatte meinen Mann verloren? Nun gut, das haben andere auch. Sich deswegen gleich das Leben nehmen? Übertrieben. Ich hätte nicht gewusst, was genau ich hätte sagen können, um den Lektor meines Lebens zu überzeugen.

Sascha und ich hatten uns vor einer Diskothek kennengelernt. Oh, welches Klischee, zumindest zu der Zeit! Aber so war es. Zumindest war es meine Version der Geschichte, denn Sascha behauptete felsenfest, dass wir uns schon vorher über den Weg gelaufen seien, woran ich mich aber nicht erinnern konnte. Doch je öfter er das behauptete, desto mehr nahmen diese Bilder – seine Bilder – ihren Platz in meiner Erinnerung ein und ich konnte nicht mehr mit Bestimmtheit sagen, ob es nicht doch so gewesen war. Und was ist an Klischees schlecht? Ist es nicht das, was wir uns letztendlich alle wünschen? Ist ein Klischee nicht deshalb ein Klischee, weil es uns ein Stück Normalität schenkt? Mein Leben vor Sascha bot keine Normalität. Es kam einer Flucht vor mir selbst gleich. Wieder ein Klischee, nur ein anderes und wieder starke Worte, ich weiß, vielleicht zu stark.

„Umberto?“, rief damals jemand, der einige Meter vor mir in der Schlange vor dem Einlass der Diskothek stand und sich zu mir umgedreht hatte. Ich dachte, kenne ich nicht, sieht aber niedlich aus, und fragte mich, warum er meinen Namen kannte und ich nicht seinen.

„Ja?“, erwiderte ich. Er winkte mir zu. Die Aussicht, die Schlange unter einem guten Vorwand einige Meter zu überspringen, sowie sein Lächeln gefielen mir. „Entschuldige, ich habe deinen Namen vergessen, das ...“

„Sascha“, sagte er strahlend und nahm mich in den Arm. Er trug nur Jeans und T-Shirt und eigentlich war es für meine Jacke an dem Abend auch zu warm.

„Ach, richtig!“, log ich und erwiderte seine Umarmung. Er fühlte sich gut an und roch fabelhaft. Wir waren gleich groß, er sicherlich einige Jahre jünger als ich. Da standen wir auch schon an der Kasse, lösten unsere Tickets, bekamen noch einen Stempel auf den Handrücken und drängten uns in die Menge der Schwulen und Lesben, die an jenem Abend die Diskothek pulsieren lassen sollten.

„Ich bringe noch eben meine Jacke an die Garderobe und bin gleich wieder bei dir. Okay?“ Er hob nur den Daumen und lächelte mir zu. Als ich zurück ins Foyer kam, war er verschwunden. Ich fand ihn schließlich auf der Tanzfläche wieder, wo er sich rhythmisch zur Musik bewegte und mir wieder ein Lächeln schenkte. Ich ging zu ihm. Wir tanzten miteinander und verliebten uns ineinander. Von dem Abend an trennten wir uns nur an wenigen Tagen. Wir benötigten keine Auszeiten, wie es andere Paare gerne für sich in Anspruch nehmen. Jeder Tag ohne den anderen war für uns ein verschwendeter Tag. Ich wurde zu seinem Leben und er zu meinem. Vielleicht war das nicht gut. Vielleicht ging es deshalb nicht ohne ihn.

„Was machen Sie beruflich?“, hatte mich am Tag zuvor die junge Mutter vom Schirm rechts hinter mir am Strand gefragt. Vielleicht hatte auch sie versucht, anhand der Hinweise, die ich bot, auf meinen Beruf zu schließen. Was sagen Badehose, Handtuch, Sonnenbrille, Haarschnitt, Tasche, Figur, Lektüre über mich aus? Die schwarze Badehose im Schnitt von Boxershorts, eines der Handtücher, wie es sie an jeder zweiten Ecke hier im Ort gab, die dunkle Sonnenbrille, die tausend anderen glich, die einst dunklen Haare, kurz geschnitten, mit grauen Schläfen, die neue schwarze Strandtasche und die erste Veröffentlichung von Elena Ferrante, die mich ohne die geniale Freundin nicht interessiert hätte? Oder hatte meine Strandnachbarin sich die Mühe gespart und mich direkt gefragt?

Es war nicht so, dass wir uns nicht schon unterhalten hätten. Sie hatte mir bereits an Tag 1 erzählt, dass sie das Meer hasste. Ich hatte sie auch nicht danach gefragt. Sie hatte aber eine Gelegenheit genutzt, als ich mein Buch zur Seite gelegt hatte und sich unsere Blicke trafen. Die Hitze, der Sand, das Salzwasser, der Lärm der spielenden Kinder, die Mühe, die es mit sich brachte, zweimal am Tag alles ein- und wieder auspacken, nur um es dann wieder ein- und auspacken. Ich rechnete jeden Moment mit ihr. Acht Uhr dreißig, das war ihre Zeit, hatte sie mir erzählt, dann um zwölf zum Essen, Mittagsschlaf für die Kleinen und dann kam sie gegen vier wieder, um bis sieben zu bleiben.

Warum sie dann Urlaub in Bibione, einem Badeort, machte, hatte ich sie gefragt. Sie mache keinen Urlaub, hatte sie abgewiegelt, als wäre es etwas, dessen man sich schämen musste. Ihr Mann habe eine Eisboutique – den Begriff „Boutique“ hatte sie verwendet – und verkaufe

von April bis Ende September Eis und sie versuche, so viel Zeit wie möglich hier bei ihm zu verbringen. Im Winter lebten sie in den Bergen. Dort seien sie, ihr Mann und ihre zwei Töchter geboren und das sei ihr Leben. Strand und Touristen bedeuteten für sie Stress und der Aufenthalt hier notwendiges Übel. Ähnlich wie bei mir, dachte ich, und doch ganz anders.

„Psychotherapeut“, antwortete ich auf ihre Frage. Sie ließ die kleine, rote Plastikschaufel fallen, die sie in der Hand gehalten hatte, und schob ihre große, ebenfalls schwarze Sonnenbrille auf die Nasenspitze.

„Da muss ich jetzt also aufpassen, was ich sage!“, lachte sie. Dem Lachen folgte ein leichtes Zucken der Unterlippe.

„Zu spät“, sagte ich und schaute ihr in die Augen, erst ernst, dann freundlich. Sie erschrak.

„Wie meinen Sie das?“ Schnell korrigierte sie alles an sich, was einen Rückschluss auf eine mögliche psychische Erkrankung zugelassen hätte. Sie schob die Brille wieder hoch, kontrollierte die Träger ihres Bikinis, hob die kleine, rote Schaufel auf, die zwischen ihren pink lackierten Zehennägeln zu liegen gekommen war, und gab sie in den kleinen grünen Eimer, in dem sich schon ein gelbes Sieb befand. Wie konnte sie nur diese vielen Farben aushalten, fragte ich mich. Dann schaute sie mich an. In den dunklen Gläsern ihrer Sonnenbrille nahm ich mein Spiegelbild wahr.

„Sie müssen sich keine Sorgen machen. Ich analysiere Menschen nur dann, wenn eine Uhr mitläuft und ich eine Rechnung schreiben kann“, versuchte ich sie zu beruhigen.

„Darf ich Sie etwas fragen?“

Ich hätte „Bäcker“ oder „Lehrer“ sagen sollen.

„Nur zu.“ Ich kontrollierte mein Lächeln in ihren Brillengläsern.

„Würden Sie mit mir schlafen?“

Damit hatte ich nicht gerechnet.

„Nun, wir kennen uns noch nicht lange.“ War mein Lächeln jetzt noch angebracht?

„Nein, nein, o mein Gott! So habe ich das nicht gemeint! Ich meinte nicht, ob Sie mit mir schlafen würden!“ Hektische rote Flecken bahnten sich den Weg über ihr leicht gebräuntes Dekolleté.

„Was meinten Sie dann, als Sie mich fragten, ob ich mit Ihnen schlafen würde?“ Sie war weder hässlich noch interessant, eher sonderbar.

„Ich meinte eigentlich meinen Mann“, sagte sie, schaute nach unten und schob mit den Füßen immer wieder Sand zur Seite, was den noch feuchten Sand freilegte, der nur wenige Zentimeter unter dem feinen, trockenen lag. Es klang wie ein Geständnis.

„Sie fragen mich, ob ich mit Ihrem Mann schlafen würde?“ Kaum ausgesprochen war ich mir sicher, dass sie es zweifelsohne anders gemeint hatte. Nur wie?

„Was? Nein!“, rief sie laut und schimpfte dann mit Mariachiara, der Älteren, die gerade der Kleinen, Maria-Angela, immer wieder die Sandmühle umwarf, was die Kleine mit einem schmollenden Blick quittierte, dem kurz darauf unweigerlich ein lauter Schrei gefolgt wäre, wenn Mariachiara nicht damit aufgehört hätte, Maria-Angela zu ärgern. Da die Namen der beiden Mädchen den ganzen Tag zuvor immer wieder gerufen worden waren – mal auffordernd, mal erbost, mal von einem Ultimatum begleitet –, musste ich ständig an Nonnen denken, erinnerten die Namen mich doch an die von Ordensschwestern. Warum nur mussten beide

Schwestern mit erstem Namen Maria heißen und warum zum Himmel auch noch so gerufen werden? Um die beiden auseinanderzuhalten, hatte ich mir die Eselsbrücke zurechtgelegt, dass es erst hell wird – also die Ältere Mariachiara hieß – und dann der Engel erscheint – und somit Maria-Angela die Jüngere war. Es hätte sich natürlich auch in der entgegengesetzten Reihenfolge abspielen können. Aber den Gedanken wollte ich nicht zu Ende denken.

„Dann fangen Sie noch einmal ganz von vorne an“, bat ich sie und verfluchte mich sogleich dafür.

„Mein Mann. Er interessiert sich nicht mehr für mich. Ist das normal?“ Dabei schob sie die Sonnenbrille zurück auf die Nasenspitze und hielt Mariachiara an einem Arm fest, damit diese ihre Schwester in Ruhe ließe und sie die Gelegenheit nutzen konnte, hier am Strand an der Adria mit den Füßen im Sand Ordnung in ihr Leben zu bringen.

„Sie meinen, er schläft nicht mehr mit Ihnen?“, versuchte ich klarzustellen.

„Sie verstehen mich“, entlohnte sie meine schnelle Diagnose mit gebührendem Blick.

„Ich bin kein Sexualtherapeut. Mein Spezialgebiet sind Suizide und Suizidalität. Ich arbeite mit Hinterbliebenen und Gefährdeten“, hoffte ich, sie zu enttäuschen, und fragte mich, ob das für einen Werbeflyer die richtige Reihenfolge gewesen wäre.

„Manchmal denke ich, dass ich mich umbringen sollte“, sagte sie dann zu meinem Leidwesen, denn ich hatte keine Lust auf ein Gespräch, das in jene Richtung gehen konnte. Dann ließ sie Mariachiara wieder auf Maria-Angela los, griff in ihre Flechttasche, die sie mit den Tragegriffen an die Armlehne ihres Liegestuhls gehängt hatte,

und beförderte eine Zigarettenschachtel hervor, aus der sie erst ein Feuerzeug und dann eine Zigarette zog.

„Rauchen Sie?“, wollte sie wissen und hielt mir die Schachtel hin.

„Nein, danke“, lehnte ich ab.

„Finden Sie mich abstoßend?“, fragte sie dann beiläufig, als sie sich die Zigarette mühsam angezündet hatte. Stand diese Frage im Zusammenhang mit ihrem Mann, der nicht mehr mit ihr schlief, oder fragte sie mich das, weil ich ihr unbeabsichtigtes Angebot, mit ihr zu schlafen, ausgeschlagen hatte?

„Wir kennen uns nicht. Wie könnte ich Sie abstoßend finden?“, fragte ich sie, was natürlich Blödsinn war.

„Schauen Sie, da drüben!“, forderte sie mich unvermittelt auf und deutete mit ihrem Kinn hinter mich, während sie noch damit beschäftigt war, mit dem Feuerzeug gegen den Wind anzukämpfen, der ihr wieder und wieder Strähnen ihres schwarzgefärbten Haars ins Gesicht wehte. Ich drehte mich um. Mir fiel nichts auf.

„Was meinen Sie?“ Ich suchte weiter nach etwas Ungewöhnlichem.

„Der rote Mann mit der roten Badehose, der auf der Liege sitzt“, sagte sie dann. Da sah ich ihn. Einige Reihen weiter saß ein Mann, den ich etwa zehn Jahre jünger als mich einschätzte, mit roter Haut und roter Badehose auf seiner Liege, der zu uns herüberschaute. Ihm war nicht entgangen, dass ich ihn anschaute. Er lächelte und nickte mir oder uns zu. Schnell drehte ich mich zurück. Es war mir peinlich, dass ich mich so offensichtlich nach ihm umgesehen hatte. Sie nahm einen Zug an ihrer Zigarette, atmete den Qualm tief ein, blies ihn dann zur Seite, jedoch gegen den Wind, der den Qualm auf ihre

Töchter verteilte, die wieder – aber dieses Mal in Eintracht – mit der Sandmühle beschäftigt waren.

„Ich kenne ihn nicht, aber ich finde ihn abstoßend“, erklärte sie dann.

„Warum?“, tat ich interessiert.

„Ich weiß nicht. Es ist seine Art.“ Sie sah mich konspirativ an und aus ihren Augen sprach die Überzeugung, dass es keiner weiteren Erklärung bedurfte.

„Was ist mit seiner Art?“, fragte ich.

„Haben Sie das nicht bemerkt?“ Sie hielt mit der freien Hand ihre Haare hinter dem Kopf zusammen. Mir fielen ihre Sommersprossen auf, die nicht zu ihren schwarzen Haaren passten.

„Nein, ich habe nichts Außergewöhnliches gesehen. Er hat gelächelt und genickt, als ich herübergeschaut habe. Er muss schon einige Tage hier sein, jedoch noch nicht lange, seine Haut ist rot und nicht braun. Meinen Sie das?“

„Gut beobachtet, aber nein. Ein Detail ist Ihnen entgangen“, stellte sie fast triumphierend fest. Eins zu null gegen den Psychotherapeuten, dachte sie sicherlich.

„Welches Detail denn?“

„Schauen Sie noch mal hin!“, forderte sie mich auf und lehnte sich in ihrem Liegestuhl zurück.

„Das werde ich ganz bestimmt nicht tun.“ Jetzt lehnte auch ich mich zurück.

„Das dachte ich mir.“ Sie zog wieder an ihrer Zigarette und fügte dann hinzu: „Aber es würde jetzt auch nichts bringen, da noch zu wenig Männer am Strand sind.“

„Männer?“ Ich konnte ihr nicht folgen.

„Er ist schwul.“ Dafür nahm sie die Sonnenbrille ab und steckte sie sich wie einen Haarreif auf den Kopf.

„Woran erkennen Sie das? Nein, warten Sie! Sie haben ihn gefragt, ob er mit Ihrem Mann schlafen würde, und er hat ja gesagt“, schaute ich sie abwartend an und versuchte, sie zu provozieren, was nicht funktionierte, denn sie lachte.

„Ich habe ja gesagt, dass ich bei Ihnen aufpassen muss, was ich sage!“ Sie lehnte sich wieder nach vorne. Maria-chiara und Maria-Angela hatten sich beide in den Sand gehockt, die Augen geschlossen und sich einen Spaß daraus gemacht, Sand in die Luft zu werfen. Der Wind meinte es gut mit uns, nicht aber mit einem älteren Paar, das eine Reihe weiter hinten auf ihren Liegestühlen saß und argwöhnisch zu uns herüberschaute. Mariachiara und Maria-Angela wurde damit gedroht, dass sie, wenn sie so weitermachten, am Nachmittag kein Eis bekämen. Das reichte aus.

„Er schaut jungen Männern hinterher, die an seinem Schirm vorbeigehen. Das können Sie nicht sehen, weil er hinter Ihnen liegt“, erklärte sie dann.

„Dass er schwul ist, macht ihn abstoßend?“

„Nein.“ Sie zog erneut an ihrer Zigarette und ließ mich zappeln, was sie amüsierte.

„Das müssen Sie mir erklären!“

„Ich finde nicht abstoßend, dass er schwul ist. Ich finde abstoßend, *wie* er den Männern nachschaut.“

„Wenn er denn nun wirklich schwul ist. Das wissen Sie nicht. Sie vermuten es“, stellte ich klar.

„Dafür habe ich einen Blick.“ Dieser Satz passte noch genau vor den letzten Zug an der Zigarette, die sie dann in einer Muschel ausdrückte und mit den Füßen im Sand vergrub.

„Wenn er nicht schwul wäre und auf dieselbe Art Frauen hinterherschauen würde, fänden Sie ihn dann

auch abstoßend?“ Ich war gespannt, wie sie auf die Frage reagierte.

„Sie meinen also auch, dass er schwul ist. Wusste ich es doch!“ Zwei zu null gegen den Therapeuten. Sie nahm sich die nächste Zigarette aus der Schachtel und schaute mich listig grinsend an.

„Kommen wir zurück zu Ihrem Mann“, wechselte ich das Thema. „Sie glauben, dass er sie abstoßend findet. Warum?“

„Es sind die Kinder“, sagte sie zu meiner Überraschung und kontrollierte den Zustand ihrer ebenfalls pink lackierten Fingernägel.

„Die Kinder?“

„Kinder machen eine Frau unattraktiv.“

„Das ist mir neu“, stellte ich kurz fest.

„Finden Sie mich attraktiv?“, war sie erneut für eine Überraschung gut.

„Bleiben wir bei Ihrem Mann. Vielleicht hat es nichts mit Ihnen zu tun. Und auch nicht mit den Kindern. Vielleicht arbeitet er nur viel.“ Ich fragte mich, wie ich dem Gespräch entfliehen konnte, doch dann beendete sie das Gespräch abrupt, denn es war Zeit, die Kinder einzupacken und etwas für das Mittagessen zuzubereiten.

„Wir reden heute Nachmittag weiter“, sagte sie dann und ich war mir nicht sicher, ob es Drohung oder Befehl war.

„Behalten Sie ihn im Auge!“, rief sie mir noch zu, als sie mit ihrer Tasche über der Schulter und Mariachiara an der Hand, die ihrerseits Maria-Angela festhielt, wie eine kleine Karawane den Sand mit ihren Schlappen aufwirbelte. Mit *ihn* meinte sie den roten Mann mit der roten Badehose. Das alles war am Vormittag des Tages zu-

vor. Den Nachmittag verbrachte ich dann mit Elena Ferrante am Hotel-Pool.

Als ich so in meinen Gedanken den banalen Geschehnissen jenes Tages nachhing, stand der rote Mann plötzlich vor mir. Ich hatte ihn erst nicht erkannt, da er mit blauen Shorts, grauem T-Shirt, Sonnenbrille und Basecap ganz anders aussah und vor allem nicht ganz so viel von seiner verbrannten Haut zeigte, wodurch er quasi inkognito auftrat.

„Buongiorno, haben Sie Feuer? Wir haben uns gestern gesehen“, sagte er, lächelte und nahm seine Sonnenbrille ab.

„Ja, eh, nein, ich meine, ich habe kein Feuer“, sagte ich. Er war groß, größer als ich und hatte gute Zähne.

„Ich dachte, ich hätte Sie gestern mit Ihrer Begleitung rauchen sehen. Entschuldigen Sie“, sagte er dann, blieb aber stehen, lächelte mich wieder an und wartete auf eine Reaktion von mir.

„Nein, das haben Sie nicht richtig erkannt“, erklärte ich.

„Was genau meinen Sie?“

„Was genau ich meine?“

„Ja.“

„Nun, ich meine, dass ich rauche. Ich meine, dass ich nicht rauche. Und nein, sie ist nicht meine Begleitung. Wir kennen uns nicht.“ Ich fragte mich, warum ich ihm das erklärte.

„Gut“, sagte er und grinste.

„Gut, ja.“ Dieses Mal schaute ich ihn abwartend an und fragte mich, ob es gut war, dass ich nicht rauchte oder dass die junge Mutter nicht meine Begleitung war oder beides.

„Daniele. Ich liege da drüben“, sagte er und zeigte hinter mich. „Aber das wissen Sie ja“, fügte er dann hin-

zu und lächelte. Er lag also da drüben und stand jetzt vor mir. Ich wusste nicht, was ich darauf sagen sollte. „Nun gut. Dann einen schönen Tag.“ Er tippte mit einem Zeigefinger an den Schirm seines Basecaps und wollte gehen.

„Umberto“, sagte ich und fügte dann blödsinnigerweise hinzu: „Das ist mein Name.“

„Das dachte ich mir.“ Er schmunzelte.

„Das dachten Sie sich? Woher?“, wunderte ich mich.

„Nun, warum sonst sollten Sie den Namen Umberto nennen, wenn Sie nicht sich damit meinen?“, fragte er mich dann und lächelte.

„Sie haben recht. Entschuldigen Sie.“

„Dazu besteht kein Anlass, oder?“

„Nein.“

„Umberto, wir sehen uns“, sagte er dann und ging. Ich klappte mein Buch auf und versuchte zu lesen.

„Buongiorno, wo waren Sie gestern?“ Die junge Mutter war wieder da. Die Kleine hatte sie auf dem Arm, sie schlief, und die Große schaute schlechtgelaunt, vielleicht, weil auch sie auf den Arm ihrer Mutter wollte.

„Gestern? Ach, Sie meinen gestern Nachmittag? Ich hatte geschlafen und dann hatte es sich nicht mehr gelohnt. Ich war dann am Pool“, erklärte ich. „Und Sie, waren Sie hier?“

„Ja, wir waren hier. Es war fürchterlich heiß. Der Pool war sicherlich die bessere Wahl“, sagte sie, legte ihre Tasche auf der Liege ab, streifte die Schutzhülle vom Schirm und versuchte, ihn zu öffnen, was ihr nicht gelang.

„Warten Sie, ich helfe Ihnen!“, bot ich an und sprang auf.

„Oh, das ist nett. Vielen Dank.“ Ihre Nägel waren heute grün lackiert, alle zwanzig.

Es gelang mir nicht, den Sonnenschirm zu öffnen, ganz gleich, ob ich versuchte, ihn mit Kraft oder Schwung aufzuspannen, ich zog ihn bloß aus der Halterungsstange, die im Sand steckte.

„Ach, lassen Sie ruhig! Ich frage einen der Bademeister“, schlug sie dann vor. Überall am Strand patrouillierten Männer in gelben Shorts mit weißem T-Shirt, auf denen hinten *Servizio spiaggia* stand. Es würde sicherlich gleich einer vorbeikommen, sagte sie und es sei ja noch nicht so heiß, so dass es jetzt auch ohne Schirm ginge.

„Es tut mir leid. Ich hätte Ihnen gerne geholfen.“

„Aber das haben Sie doch. Es hat nur nicht funktioniert. Dafür können Sie nichts. Wenn Sie eine Pause von Ihrem Buch brauchen, können wir über meinen Mann sprechen. Wir waren ja gestern noch nicht durch mit dem Thema. Dann können Sie das mit dem Schirm wiedergutmachen.“ Das hatte sie tatsächlich gesagt.

„Ja, sicher“, sagte ich, ging zurück zu meinem Liegestuhl und schlug das Buch auf.

„Er traut sich nicht ins Wasser! Selbst auf meinem Arm hat er Angst“, rief Sascha lachend, als er mit unserem Labradorwelpen Phillip zurück zum Schirm kam.

„Gib ihm Zeit!“, sagte ich. „Er wird schon ins Wasser gehen. Er hat es in seinen Genen.“

„Das will ich hoffen“, schmolte Sascha gespielt und setzte den wenige Monate alten Phillip auf der Liege ab, um ihn abzutrocknen. „Hoffentlich noch, bevor wir vom LKW überrollt werden“, fügte er hinzu und grinste mich an.

„Umberto, schwimmen Sie?“

Ich musste eingeschlafen sein. Der rote Mann stand vor mir. Ich ließ Sascha und Phillip im Traum zurück.

„Nein, danke, ich schwimme nicht“, stammelte ich noch schlaftrunken.

„Nun gut, dann nicht“, sagt er, drehte sich um und ging.

„Umberto? Sie kennen sich?“ Das war wieder die junge Mutter.

„Nein, das kann man nicht sagen“, wiegelte ich ab, klappte das Buch zu, das mit dem Rücken nach oben auf meinem Schoß lag, und setzte mich auf.

„Aber er hat Sie beim Namen genannt. Umberto, das ist doch Ihr Name, oder etwa nicht?“, beharrte sie.

„Ja, das ist mein Name“, bestätigte ich. Was war hier eigentlich los, dass ich mich ständig erklären musste? „Wir haben uns heute Morgen kennengelernt. Er hat gefragt, ob ich Feuer habe.“

„Und hatten Sie?“

„Nein, Sie wissen, dass ich nicht rauche. Er wollte noch wissen, ob Sie meine Begleitung sind“, erzählte ich, obwohl es sie nichts anging.

„Das hätte ich nicht gedacht.“

„Was? Dass er mich nach Ihnen fragt?“, versuchte ich zu verstehen.

„Nein. Das ist egal. Ich hätte nur gedacht, dass Sie ihm zu alt sind“, fügte sie nachdenklich hinzu, als wäre sie einem Verbrechen auf der Spur.

„Na, vielen Dank!“, entgegnete ich gekränkt und klappte mein Buch wieder auf.

„Nun seien Sie nicht so empfindlich! Ich dachte, Sie sind Psychologe!“, warf sie mir vor.

„Psychotherapeut“, korrigierte ich sie. „Und wofür soll ich ihm zu alt sein? Er hat mich lediglich gefragt, ob ich Feuer habe.“

„Und jetzt wollte er mit Ihnen ins Wasser gehen. Warum wohl?“, fragte sie mich.

„Um zu schwimmen.“ Ich schaute sie verständnislos an.

„Schwimmen kann er auch allein. Er wollte Sie testen“, stellte sie nickend fest. Und dann, als ich nicht auf ihre Analyse reagierte: „Debora.“ Ich reagierte noch immer nicht. „Mein Name ist Debora“, wiederholte sie dann.

„Umberto.“

„Ich weiß. Und wie heißt er?“

„Finden Sie es doch selbst heraus!“ Ich schlug mein Buch auf.

Es verging eine gute Stunde, ohne dass wir auch nur ein Wort miteinander gewechselt hatten, als hätten wir uns gestritten. Und im Grunde hatten wir das auch. Es musste mittlerweile kurz vor zehn sein. Die Sonne schien bereits bedrohlich vom wolkenlosen Himmel. Debora hatte einen der Bademeister geholt, damit er ihren Schirm öffnete, was ihm ohne viel Mühe gelang.

„Umberto, soll er Ihren auch öffnen? Was meinen Sie? Nicht, dass Sie sich auch noch einen Sonnenbrand holen!“, fragte sie mich und wartete meine Antwort nicht ab, vielleicht auch, weil ich nicht von meinem Buch aufgeschaut hatte. „Machen Sie dem Signore bitte auch den Schirm auf. Er schafft es alleine nicht“, forderte sie dann den Bademeister auf, der auch sogleich zu mir kam und meinen Sonnenschirm in wenigen Sekunden öffnete. Ich bedankte mich bei ihm. *Er schafft es alleine nicht. Nicht, dass Sie sich auch noch ei-*

nen Sonnenbrand holen. Nicht wie der rote Mann. Ich war an diesen Strand gekommen, um meine Ruhe zu haben und mich selbst zu bemitleiden, doch diese Frau schaffte es, dass ich innerhalb kürzester Zeit ein unfreiwilliger Teil eines Dreiecks geworden war, dessen Seiten sich unkoordiniert aufeinander zubewegten, wie Seetang, der am Wasser von den Wellen hin- und hergerissen wird, um dann in einer zufälligen Formation liegen zu bleiben.

„Sie sollten sich in den Schatten setzen!“, hörte ich sie rufen. Ich antwortete nicht, sondern legte mein Buch zur Flasche Sonnencreme und meinem Brillenetui auf den kleinen Tisch, der wie eine Manschette am Stock des Schirms befestigt war. Ich nahm die Sonnenbrille ab und legte sie ebenfalls dazu. Dann lehnte ich mich zurück, streckte die Beine aus und gab mich ganz der Bestrahlung durch die Sonne hin. Diesen Protest hielt ich ihren ungebetenen Ratschlägen entgegen und fragte mich, warum ich mich wie ein beleidigter Teenager aufführte. In der Ferne hörte ich den Kokosnussverkäufer rufen: „*Cocco, cocco bello, vitamina, proteina, cocco!*“ Brauche ich beides nicht, dachte ich, nicht mehr.

„Umberto, das Wasser ist herrlich! Sie sollten es ausprobieren.“ Ohne Sonnenbrille musste ich blinzeln, um etwas zu erkennen. Daniele stand tropfnass vor mir. War er die ganze Zeit über schwimmen gewesen? Es musste über eine Stunde vergangen sein. Er rang nach Atem, die Haare auf seiner Brust, seinem Bauch und seinen Beinen – und davon hatte er reichlich, also Haare, Beine hatte er nur die üblichen zwei – klebten an seinem Körper. Die Haare auf seinem Kopf waren so kurz, dass ihnen das Wasser nichts anhaben konnte. Er lächelte mich wieder erwartungsvoll an.

„Ja, später vielleicht, danke“, sagte ich und verschaffte mir mit einer Hand Schatten über den Augen, damit ich etwas besser sehen konnte.

„Gut. Wenn Sie Gesellschaft brauchen, dann wissen Sie ja ...“, grinste er mich an, ohne den Satz zu beenden.

„Ja, ich weiß, wo Sie liegen. Ich werde eventuell darauf zurückkommen.“ Ich lächelte zurück.

„Gut“, entgegnete Daniele, auch wenn er mit meiner Antwort nicht ganz zufrieden zu sein schien. Er ging tropfend davon.

„Sie gehen nie ins Wasser?“, fragte Debora mich. Sie hatte sich auf ihrer Liege ausgestreckt, die sie ziemlich nah an meinen Liegestuhl gerückt hatte, was ihrer Frage eine gewisse Intimität ermöglichte.

„Doch, nur jetzt nicht. Ich möchte gerade gerne die Sonne genießen“, murmelte ich, ohne sie anzuschauen.

„Das kann ich gut verstehen. Ich wünschte, ich könnte manchmal auch nur eine halbe Stunde Ruhe haben, ohne dass die Mädchen anfangen zu streiten oder etwas von mir zu wollen“, klagte sie.

„Jetzt sind sie ruhig.“

„Ja, herrlich, diese Stille, nicht wahr?“, fragte sie mich. Ich antwortete nicht und tat, als wäre ich eingeschlafen.

Debora teilte die Stille mit mir, indem sie sie unaufhörlich mit ihren Kommentaren und Fragen kontaminierte. Der rote Mann, Daniele, sollte also schwul sein und hatte mich nun schon zweimal darauf hingewiesen, dass ich ja wisse, wo er lag. Nun gut. Hatte er mit mir geflirtet, als er mich nach Feuer fragte und mir vor und nach seinem Bad im Meer einen Besuch abstattete? Hatte er mir angesehen, dass ich auch schwul bin? War es möglich, einem Menschen, der sein Innerstes verloren

hatte und bei dem auch seine Sexualität keine Rolle mehr für ihn spielte, anzumerken, ob er homo- oder heterosexuell war? Vielleicht sollte ich der Einladung nachkommen, mich zu ihm zu legen, und damit die Chance nutzen, Debora loszuwerden. Sie ging sicherlich nicht davon aus, dass ich schwul bin, hätte sie es mir doch ohne Zweifel schon gesagt. Ich hätte meinen Schirm auch eintauschen können gegen einen anderen, der weit weg von Debora und Daniele stand. Ich tat weder das eine noch das andere und frage mich heute noch, was damals mit mir geschehen wäre, wenn ich es getan hätte. Aber ich möchte die Geschichte so erzählen, wie sie sich zugezogen hat.

Die Stille endete wieder mit einer Frage von Debora. Entweder war ihr aufgefallen, dass ich nicht wirklich schlief, oder es war ihr egal und sie hatte in Kauf genommen, mich zu wecken.

„Können wir über meinen Mann sprechen?“

„Debora, ich möchte nicht über Ihren Mann sprechen. Ich möchte gar nicht sprechen. Ich bin an den Strand gekommen, um die Ruhe zu genießen.“

„Als Psychotherapeut hat man also nicht zwangsläufig auch Empathie“, sagte sie dann beleidigt. Ich hatte die Augen noch geschlossen.

„Selbst Sadisten haben Empathie, sonst könnten sie nicht wissen, wie sie ihren Opfern Schmerzen zufügen.“

„Sind Sie ein Sadist?“

„Nein, das bin ich nicht.“

„Gut.“

Debora, Daniele, die alte Dame im Hotel, alle drei passen nicht in den Plan, den ich für jenen Urlaub gemacht

hatte. Die alte Dame vielleicht noch am ehesten, mit den Fragmenten ihres leidvollen Lebens, die sie mir unaufgefordert aufdrängte. Aber Debora, die stets etwas von mir wollte, und Daniele, der mir etwas anbot. Sie forderten mich heraus. Das tat die alte Dame auch, aber anders. Debora, Daniele, Dame, alle drei fingen sie mit dem Buchstaben D an. Was wollte mir wer oder was damit sagen? Der vierte Buchstabe im Alphabet. Völliger Blödsinn! Was mir das sagen sollte! Nichts. Rein gar nichts. Es war Zufall. Reiner Zufall, wie ein LKW, der plötzlich unerwartet von der Straße abkommt und einen Mann samt seinem Hund in den Tod reißt. Solche Dinge passieren. Es hat nichts zu bedeuten. Jeden Tag kommen Menschen und auch Hunde auf tragische Weise ums Leben und jeden Tag lernt man am Strand Fremde kennen. Verheißungsvolle, bedrohliche, dumme Menschen.

Ich erzähle nicht, wie Tag 3 am Strand zu Ende ging, denn es passierte nicht viel, außer dass ich mir die Haut verbrannt hatte, Deboras Fragen und Danieles Blicke erfolgreich ignorierte und gegen achtzehn Uhr in mein Hotel ging, um zu duschen und mich für das Abendessen zurechtzumachen. Würde ich noch mehr Details hinzufügen, würde ich langweilen. Also komme ich zum Wesentlichen des Tages und das war die alte Dame im Hotel, die sich wieder zu mir an den Tisch setzte.

„Ich weiß, es wäre Ihnen gewiss lieber, wenn ich mich nicht an Ihren Tisch setzen würde“, sagte sie, noch bevor sie auf dem Stuhl Platz genommen hatte, den ihr ein junger, hagerer Kellner mit einer sehr auffälligen Knollennase zurechtgerückt hatte.

„Warum tun Sie es dann?“, fragte ich sie, legte mein Besteck auf den Teller und nahm ein Lächeln in ihrem Gesicht wahr.

„Sehen Sie, Sie widersprechen mir nicht.“ Sie hatte sich auf ihrem Stuhl zurückgelehnt, und es wirkte wie ein kleines Erfolgserlebnis, dass sie es an meinen Tisch geschafft hatte.

„Dieses Mal beantworten Sie meine Frage nicht“, knüpfte ich an unser letztes Gespräch an.

„Schauen Sie sich um! Wo könnte ich mich sonst hinsetzen? Überall Familien oder Paare. Nur Sie sind allein.“ Sie war brutal ehrlich. Das musste ich aushalten.

„Auch Sie hätten sich allein an einen anderen Tisch setzen können, dann wären wir beide allein.“

„So wie Sie das sagen, hört es sich an, als wäre es erstrebenswert, aber ich weiß, dass Sie es nicht so meinen.“ Weder in ihrer Stimme noch in ihrem Gesichtsausdruck konnte ich den geringsten Zweifel wahrnehmen.

„Es ist sicherlich nicht erstrebenswert, allein zu sein, aber manchmal ist es dennoch schön, ohne ungebetene Gäste“, entgegnete ich und war mir nicht sicher, ob ich zu weit gegangen war.

„Das verstehe ich“, sagte sie und schlug beiläufig die Speisekarte auf, die ihr der Kellner dagelassen hatte. „Wie kommt es, dass Sie allein sind?“, fragte sie mich dann, ohne mich anzuschauen. „Sie sind noch jung.“ Dieses Gespräch schwankte zwischen Smalltalk und Abgrund.

„Es ist nicht lange her, dass jemand das Gegenteil behauptet hat.“

„Nun seien Sie nicht eitel. Wenn Sie erst einmal so alt sind wie ich, ist fast jeder um Sie herum jung. Wie ist der Fisch?“

„Gut. Der Fisch.“

Sie winkte dem Kellner, der unweit unseres Tisches stand, und bestellte bei ihm Fisch, Wasser und Weißwein.

„Essen Sie ruhig weiter“, forderte sie mich auf. „Ich möchte Sie nicht davon abhalten.“ Ich nahm mein Besteck und legte es gleich wieder zurück.

„Wie heißen Sie?“, fragte ich sie.

„Eloisa. Und Sie?“

„Umberto“, entgegnete ich. Die Vornamen genügten uns.

„Ich habe Ihnen den Appetit verdorben, richtig?“

„Allerdings, das haben Sie“, bestätigte ich.

„Womit genau?“ Sie knetete ihre von Arthrose gepeinigten Hände; die dicken Gelenke waren mir vorher nicht aufgefallen.

„Mein Mann ist gestorben. Er und unser Hund sind vor gut zwei Jahren bei einem Unfall ums Leben gekommen.“ Wie ich in dem Moment in der Lage war, mein Schicksal – oder war es Saschas und Phillips Schicksal? – ohne den Hauch einer Emotion in zwei so kurzen Sätzen zusammenzufassen, weiß ich bis heute nicht. Bis zu jenem Abendessen mit Eloisa, deren Namen ich erst wenige Minuten zuvor erfahren hatte und die an meinem Tisch genauso willkommen war wie ein unerwarteter Regenschauer auf einer staubigen Terrasse, hatte ich mit niemandem darüber gesprochen. Ich wartete auf ihre Reaktion. Sie schaute mich an und nippte dann an ihrem Wein, der ihr gerade serviert worden war, dieses Mal von einer jungen Frau. Dann stellte sie das Glas ab und sah mich erwartungsvoll an.

„Ich spreche eigentlich nicht darüber“, sagte ich dann.

„Meine Tochter Alma ist an der Schwindsucht gestorben. Die Ärzte konnten ihr nicht helfen. Damals gab es keine Hoffnung.“ Dieser letzte Satz ließ mich mit der

Ungewissheit zurück, ob es keine Hoffnung für ihre kranke Tochter gab oder ob das ganze Leben hoffnungslos war, aber ich fragte sie nicht danach.

„Das tut mir sehr leid.“

Sie nickte kurz, wie zum Dank, und sah mich an. Wie oft musste sie diese Floskel schon gehört haben. Ich wusste nicht, was mir peinlicher war: dass ich als Psychologe sie mit diesen Worthülsen beleidigte oder dass ich als Witwer die passenderen Worte hätte finden sollen. Dann fiel mir ein: „Sie hatten erwähnt, dass Sie zwei Töchter hatten.“

„Die Große, Viola, ist überfahren worden. Bei einer Parade, von einem Panzer.“

Wie hätte ich auf all dieses Leid reagiert, wenn ich nicht in den vergangenen zwei Jahren alle Tränen vergossen, jeden Schmerz hinausgeschrien und jegliches Gefühl in mir ertränkt hätte? Was nicht heißt, dass ich nicht immer noch Schmerz empfand, denn schließlich wollte ich genau diesem Zustand ein Ende bereiten. Aber wie hätte ein normaler Mensch reagiert? Denn ich empfand mich nicht mehr als normal. Ich empfand auch Eloisa nicht als normal. Die Menschen um uns herum in diesem Restaurant, in diesem Hotel, in dieser italienischen Stadt am Meer, sie alle waren normal, auch Debora und Daniele waren es, nur wir nicht. Wir waren das Ergebnis von Erlebnissen, die uns zu Monstern gemacht hatten. Und ob ich nun wollte oder nicht, genau das war es, was mich mit Eloisa verband.

„Was haben Sie beruflich gemacht?“, fragte ich sie, auch weil sie neulich erwähnt hatte, dass sie nach dem Tod ihrer Töchter wieder arbeiten konnte.

„Ich bin Konzertpianistin“, sagte sie, betonte dabei das Verb und schaute mich auffordernd an. Ich schaute auf

ihre Hände. „Ich bin es noch, auch wenn ich nicht mehr spielen kann.“

„Merkwürdig“, sagte ich, „mich widert mein Beruf an, obwohl ich keinerlei Einschränkungen habe, ihn auszuüben.“

„Was ist Ihr Beruf?“

„Ich bin Seelenklempner.“

„Geistlicher?“, fragte sie. Ich musste lachen. „Warum lachen Sie? Liege ich daneben?“ Jetzt musste auch sie schmunzeln.

„Ich bin Psychotherapeut“, klärte ich auf.

„Das heißt, Sie arbeiten nicht für den Geist, aber mit ihm.“ In dem Moment wurde ihr der Fisch serviert.

„Das ist eine schöne Umschreibung. Guten Appetit.“

„Danke. Was widert Sie an? Die Menschen oder Sie selbst?“ Sie gönnte sich noch den Anblick meines Erstaunens und widmete sich dann ihrem Abendessen. Ich benötigte einige Minuten, um eine Antwort auf diese Frage zu formulieren. Die Stille machte sie nicht verlegen. Sie aß und schaute mich hin und wieder an, als wollte sie sagen: Na, immer noch keine passende Antwort? Wie ein aus dem Nichts entsprungener Wasserfall, der auf einen bemoosten Felsen donnert, schien sie mein Innerstes freizulegen.

„Ich bin es. Ich, dem das Leid derer, die zu mir kommen, nichts mehr bedeutet. Ich stelle die richtigen Fragen, ich gebe die richtigen Antworten, aber ich habe das Mitgefühl verloren.“

„Nennt man das bei einem Therapeuten nicht Professionalität, wenn er die Gefühle seiner Klienten nicht zu sehr in sich eindringen lässt?“ Sie war schnell, benötigte nicht einmal drei Sekunden, um diese nächste Frage zu formulieren. Wie alt mochte Eloisa sein? Ihr Körper

glich dem einer sehr alten Frau, vielleicht fünfundachtzig oder neunzig, aber ihr Geist wirkte auf mich jung und elastisch, wenn auch spröde, direkt und schonungslos.

„Auf eine gewisse Art haben Sie recht. Ich muss mich schützen, um nicht all das Leid, die Sorgen und Ängste und die Verzweiflung zu sehr zu spüren. Aber die Menschen sind mir gleichgültig geworden.“

„Weil Sie eigenes Leid, eigene Verzweiflung und eigene Ängste haben. Sie brauchen jenes der Menschen, die zu Ihnen kommen, nicht mehr.“ Das war keine Frage.

„Angst habe ich nicht. Die Verzweiflung habe ich hinter mir gelassen. Und mit dem Begriff ‚Leid‘ kann ich nichts anfangen.“

„Nicht? Wie dem auch sei: Wie kommen Sie zu dem Schluss, dass Sie keine Einschränkungen haben, Ihren Beruf auszuüben?“ Ich schaute sie fragend an. Sie fuhr fort: „Um mit Menschen zu arbeiten, benötigen Sie Empathie. Die haben Sie verloren.“

„Sie sind nicht die Erste, die das behauptet.“

„Wer noch?“

„Eine junge Frau am Strand. Eine junge Mutter, um genau zu sein.“

„Wie kam sie dazu, das zu sagen?“

„Das ist eine lange Geschichte“, wiegelte ich ab.

„Und Sie denken, ich habe in meinem Alter keine Zeit für lange Geschichten?“, stellte sie fest. Ich schmunzelte. Sie auch. „Haben Sie in diesem grässlichen Hotel schon das Dessert probiert?“

„Die Pannacotta soll gut sein“, schlug ich vor.

„Wenn sie sie genauso schnell zubereiten wie den Fisch, werde ich sie nicht anrühren.“ Ich begann, diese alte, lästige Dame zu mögen.

Der junge Mann mit der Knollennase räumte unsere Teller ab – meinen Fisch hatte ich kaum angerührt – und wir bestellten zweimal das Dessert, von dem wir hofften, dass es unsere Erwartungen erfüllen würde.

„Unsere Aufgabe im Leben ist es, uns um andere zu kümmern“, setzte sie unsere Konversation unvermittelt fort.

„Wie meinen Sie das?“

„Wenn wir in diese grausame Welt geboren werden, sind wir darauf angewiesen, dass sich jemand um uns kümmert und uns versorgt. Im besten Fall tun das unsere Eltern. Wenn wir selbst Eltern sind, dann kümmern wir uns um die Kinder, denen wir sonst nicht das Leben hätten schenken dürfen, und wenn wir alt sind, sind wir froh, wenn sich andere um uns kümmern.“

„Ich gehe nicht auf die grausame Welt und die Kinder ein, die besser nicht hätten geboren werden sollen – vielleicht später –, aber was, wenn wir keine Kinder haben – ich habe keine – und wenn wir auch keine alte Mutter oder keinen alten Vater haben, den wir pflegen? Dann kommen wir nicht unserer Aufgabe nach, uns um andere zu kümmern?“

„Ihre Aufgabe ist es oder war es, sich um Ihre Klienten zu kümmern. Das tun Sie nicht mehr, weil Sie es nicht mehr können – wir wissen beide, warum –, also haben Sie keine Aufgabe mehr im Leben.“ Sie war erneut schonungslos.

„Um wen kümmern Sie sich, Eloisa?“ Ich wollte diese Frage herausfordernd klingen lassen, was mir nicht gelang.

„Um Sie, Umberto.“

„Um mich? Sie kennen mich kaum. Wie können Sie behaupten, dass Sie sich um mich kümmern?“ Die Pan-

nacotta wurde serviert. Wir rührten sie beide nicht an und bestellten gleich Kaffee.

„Ich habe Ihnen angesehen, dass Sie Hilfe benötigen. Oder ist es nicht so?“ Sie knetete mit einer Hand die deformierten Gelenke der anderen. War das bei ihr ein Zeichen von Unsicherheit? In ihrem Gesicht sah ich lediglich Neugier.

„Ich bin erst seit drei Tagen hier.“ Das beantwortete nicht ihre Frage. Sie sah es genauso und wartete. Der Kaffee wurde serviert. Was sollte oder konnte ich auf ihre Frage erwidern? Eloisa hatte mich zum Dessert demontiert, das noch immer erwartungsvoll, wenn auch lieblos angerichtet vor uns stand. Wozu war sie noch in der Lage? Ich hatte niemanden, um den ich mich kümmern konnte. Ich war ein frustrierter, alternder Witwer, der sein Leben mit Füßen trat und der die Tabletten im Safe auf seinem Zimmer aufbewahrte. Ob ich Hilfe benötigte, war ihre Frage, auch wenn ihre Fragen stets kaschierte Einschläge in mein Innerstes waren.

Eloisa hatte in der Zwischenzeit ihr Zuckertütchen geöffnet – auf ihrem war eine gelbe Calla, auf meinem eine rote Nelke abgebildet. Sie gab die Hälfte des Inhalts in ihre Espressotasse, faltete das Tütchen mit dem verbleibenden Zucker sorgfältig zu, um es anschließend in ihrer Handtasche zu verstauen, die an der Stuhllehne hing, und rührte in ihrem Kaffee. Ich indes schaute erst in meinen Espresso und suchte dann in ihrem Blick nach Antworten auf mein Leben. Sie war jedoch nicht bereit, sie mir zu liefern.

„Ich war nach der Beerdigung nicht mehr an seinem Grab.“ Eine weitere Scherbe meiner Existenz warf ich ihr zu Füßen.

„Wo ist der Hund begraben? Wie hieß er denn? Sie haben ihn doch begraben, oder nicht?“ Ich hatte mich ihr von meiner verwundbarsten Seite gezeigt, also durfte ich mich nicht darüber wundern, dass sie zustach. Ach was, es war letztendlich eine harmlose Frage. Sie konnte nicht wissen, welche Schuldgefühle sie in mir auslöste. Wie viel mehr Schreckliches als ich musste sie durchlitten haben? Mein Leben erschien ihr im Vergleich womöglich wie eine harmlose Episode.

„Er hieß Phillip.“ Womit ich nur eine ihrer Fragen beantwortete. Sie hielt sich die Espressotasse an die Unterlippe und schaute mich mit ihren grünen Augen darüber hinweg an. „Ich weiß nicht, wo er ist. Ich meine ...“ Die junge Kellnerin kam an unseren Tisch und fragte, ob wir noch einen Wunsch hätten. Eloisa beantwortete ihre Frage nicht und gab ihr, ohne sie anzuschauen, barsch die Anweisung, unsere Rechnungen separat auf unsere Zimmer zu buchen.

Wie ein kleiner Junge, der seiner Mutter etwas Schlimmes beichten musste, saß ich ihr nun gegenüber und hatte Angst vor dem, was sie von mir denken würde, wenn ich ihr erzählte, dass ich mich um nichts gekümmert hatte. Ich hatte mir damals das Blut von den Händen gewaschen und meine Kleidung in die Waschmaschine gestopft, wo ich sie nach zwei Wochen unverändert wiederfand, nur dass das Blut getrocknet war. Ich hatte Sascha und Phillip – oder vielmehr ihre leblosen Körper – an mich gedrückt, nachdem sie von dem Sattelschlepper überrollt worden waren. Sascha hatte nur wenige Zentimeter neben mir gestanden und wo genau Phillip in dem Moment war, als wir in den Abend spazierten, kann ich nicht sagen. Ich wusste nicht, ob das Knacken, das ich gehört hatte, von ihren brechenden

Knochen stammte oder von den Ästen der zwei kleinen Linden, die jener Koloss ebenfalls unter sich begraben hatte. Ich hatte noch Saschas erstickten Schrei im Ohr und Phillips Jaulen, das mich nach wie vor verfolgt, wenn ich einen Hund sehe. Und dann das Klagen des LKW-Fahrers, der aus der Fahrerkabine gesprungen war, auf dem Boden kniete und in einer mir unbekanntem Sprache unaufhörlich zum Himmel schrie. Schreie, die sich mit dem süßen Duft der blühenden Linden vermischten.

„Ich muss jetzt schlafen gehen. Wir sprechen morgen weiter.“ Eloisa stand von ihrem Platz auf und griff nach ihrer Handtasche.

„Sie können jetzt nicht gehen“, stammelte ich und schaute sie ungläubig an.

„Umberto, nicht ich bin es, den Sie nicht gehen lassen können.“ Dann lief sie schweren Schrittes an mir vorbei. Ich schaute ihr nicht nach, sondern starrte auf die Zuckertüte mit der Calla. Ich hatte doch gesehen, dass sie in ihrer Tasche verstaut hatte. Warum lag sie jetzt auf dem Tisch? Ich nahm sie an mich und betrachtete sie, dann faltete ich die Tüte, die Eloisa mit wenigen Knicken verschlossen hatte, wieder auf und drehte sie um. Auf der Rückseite stand eine dieser Kalenderweisheiten: „Die Calla ist die Blume des ewigen Lebens. Was möchtest du für die Ewigkeit bewahren?“ Dann drehte ich meine Zuckertüte mit der roten Nelke um. „Die Liebe ist es, die uns alles Leid ertragen lässt.“ Ich stand vom Tisch auf, nickte dem Kellner mit der Knollennase zu, verließ das Restaurant und ging auf mein Zimmer.